

hbz-Verbundkonferenz 2006

Podiumsdiskussion

„Wohin geht es? – Die zukünftige Rolle der Informationsversorgung durch Bibliotheken“

Moderation: Peter Welchering, Wissensjournalist

Gäste: Dr. Jürgen Bunzel (DFG)
Prof. Dr. Nobert Finzsch (Univ. Köln)
Prof. Dr. Gudrun Gersmann (Univ. Köln)
Prof. Dr. Claudia Lux (DBV)
Uwe Meyering (ver.di)
Dr. Horst Neißer (StBib Köln)
Prof. Dr. Walter Umstätter (HU Berlin)

Welchering: Meine sehr verehrten Damen und Herren, 1992 hat der amerikanische Vizepräsident Al Gore seine Datenautobahn-Initiative aufgelegt. Er hat unter anderem gesagt: Wir wollen jeden Haushalt, jedes Büro, jeden Arbeitsplatz an dieses Netz bringen. Anschließend hieß es dann, nun werden Bibliotheken überflüssig. Er hat damit eine Diskussion vorgegeben, die wir mit diesem Podium aufgreifen wollen.

Es geht um die zukünftige Rolle der Informationsversorgung. Und es geht um die politischen Rahmenbedingungen – die einschlägigen Stichworte lauten Hochschulfreiheitsgesetz und Urheberrecht. Mit welchen Verbunds- und Organisationsformen können wir hier die künftige Informationsversorgung am Wissensstandort Deutschland sichern?

Ich möchte die Diskussion mit einem Satz beginnen, den Sie ergänzen sollen. Der Satz lautet: "Das Hochschulfreiheitsgesetz NRW hat für die Bibliotheken zur Folge, dass ..." Großes Fragezeichen.

Ich bitte Herrn Dr. Neißer als Mann der Stadtbibliotheken, diesen Satz als erster zu vervollständigen. „Das Hochschulfreiheitsgesetz NRW hat für die Bibliotheken zur Folge, dass ...“

Neißer: Haben Sie für einen Vertreter der öffentlichen Bibliotheken nicht eine leichtere Aufgabe? Es tut mir leid, ich kann ihn nicht vollenden.

Welchering: Frau Prof. Gersmann. „Das Hochschulfreiheitsgesetz NRW hat für die Bibliotheken zur Folge, dass ...“

Gersmann: ... mit den Neuentwicklungen die Rolle der Bibliotheken hoffentlich nicht in Vergessenheit gerät.

Welchering: Herr Prof. Umstätter: „Das Hochschulfreiheitsgesetz NRW hat für die Bibliotheken zur Folge, dass ...“

Umstätter: ... sie wahrscheinlich ihre Wirtschaftlichkeit noch sehr viel besser ausspielen können als bisher. Vor allem wissenschaftliche Bibliotheken sind eine wichtige Möglichkeit, Einsparungen in der Wissenschaft zu erreichen. Sie verhindern nämlich Doppelarbeit. Die Wissenschaft kann nur wirtschaftlich arbeiten, wenn es Bibliotheken gibt.

Welchering: Frau Lux: „Das Hochschulfreiheitsgesetz NRW hat für die Bibliotheken zur Folge, dass ...“

Lux: ... die Hochschulen in Nordrhein-Westfalen die allgemeine Bevölkerung nicht mehr in ihre Bibliotheken lässt. Deshalb müssen die öffentlichen Bibliotheken in Nordrhein-Westfalen mit der Anbindung an das HBZ und ihre Datenbanken diese wissenschaftlichen Dienstleistungen mit übernehmen. Dies gilt besonders für Leute, die nicht an Institutionen gebunden sind.

Welchering: Ja, vielen Dank. Herr Finzsch.

Finzsch: Mehr Freiheiten, mehr Verpflichtungen, größere Kosten, möglicherweise geänderte Benutzerprofile.

Welchering: Vielen Dank, und der DFG-Standpunkt, Herr Bunzel?

Dr. Bunzel: Die Hochschulreformgesetze in allen Ländern führen dazu, dass die wissenschaftlichen Bibliotheken, ihre Dienstleistung dem Endkunden vor Ort – nämlich der Hochschule und den Hochschulangehörigen – sehr viel stärker verkaufen müssen.

Ich glaube aber nicht, dass es hier Einsparpotentiale gibt. Wenn der Endnutzer selbst bezahlen muss, wird er Kosten und Nutzen der Dienstleistung stärker abwägen. Allerdings haben die Bibliotheken hier eine große Chance: Sie können ihre Dienstleistungen verbessern und ihre Notwendigkeit für die Hochschule verdeutlichen.

Eine Befürchtung ist, dass sich die Hochschulen von der allgemeinen, wissenschaftlich interessierten Öffentlichkeit abschotten. Das muss aber nicht sein, da auch dieses Publikum – Schüler und die wissenschaftsinteressierte Öffentlichkeit – für die Hochschulen ein Markt sein kann.

Welchering: Und der Gewerkschaftsstandpunkt, Herr Meyering?

Meyering: Das Hochschulfreiheitsgesetz kann bedeuten, dass sich die Versorgung der Studierenden unterschiedlich entwickelt, weil die Hochschule mehr oder weniger Erfolg hat. Und im Rahmen ihres Erfolgs schwankt auch die Mittelausstattung. Das heißt, bei steigenden Studierendenzahlen wird es Bibliotheken geben, die eine Mangelverwaltung betreiben. Und es wird andere geben, die aus dem Vollen schöpfen.

Eine solche Entwicklung ist mit unserer Vorstellung von gleichen Chancen schlecht vereinbar. Und für die Beschäftigten hat das Hochschulfreiheitsgesetz die Gefahr, dass steigende Studierendenzahlen mit weniger Personal bewältigt werden müssen. Damit steigt natürlich auch die Arbeitsbelastung in den Bibliotheken. Das kann gerade dann der Fall sein, wenn es sich um eine Exzellenzbibliothek handelt, die aber in Nordrhein-Westfalen noch unbekannt ist.

Welchering: Ich würde gerne zwei Fragen zusammenbinden in der Fortführung der bisherigen Äußerung. Im zweiten Korb des Urheberrechts geht es darum, wie sich das ganze für Bibliotheken, für wissenschaftliche Einrichtungen und für Schulen auswirkt.

In diesem Zusammenhang wurde gesagt: Wir brauchen Wissenschaftsportale und Open Access. Damit können wir den möglichen negativen Auswirkungen des neuen Urheberrechts für die wissenschaftliche Gemeinde gegensteuern. Sind solche Open-Access-

Projekte für die DFG wirklich ein gangbarer Weg, um die Informationsversorgung künftig sicherzustellen?

Bunzel: Open Access ist ganz eindeutig ein ganz großes und wichtiges Zukunftsthema. Wir sehen gute Chancen, dass sich das durchsetzt. In den nächsten Jahren wird die Vernetzung der Hochschulrepositorien eine große Bedeutung haben. Deutschland besitzt in den Hochschulen eine sehr gute Ausstattung mit Dokumentservern. Es kommt nun erstens darauf an, die Wissenschaftler zu ermuntern, ihre Publikationen auch auf diesen Servern zu veröffentlichen. Und zweitens müssen diese Server durch Vernetzung umfassend zugänglich werden.

Die DFG empfiehlt allen Forschern, ihre Publikationen dort zu positionieren, wo sie das für richtig halten. Schließlich müssen Wissenschaftler in High-Impact-Zeitschriften publizieren. Aber die Wissenschaftler sollen mit den Verlagen eine Regelung vereinbaren, die nach einem halben Jahr Karenz die Publizierung auf einem Hochschulschriftenserver erlaubt.

Die großen internationalen Wissenschaftsverlage unterstützen diese Regelungen. Die DFG hat mit ihren Richtlinien sicher einen gewissen Druck in diese Richtung ausgeübt. Einige internationale Forschungsfördereinrichtungen machen das noch sehr viel stärker. Der Wellcome-Trust zwingt die von ihm geförderten Wissenschaftler, die Publikationen nach einem halben Jahr zugänglich zu machen – prompt hat Elsevier diese Option für alle geförderten Forscher erlaubt.

Ich möchte aber auch noch eine weitere Entwicklung aufmerksam machen: Einige Verlage entwickeln ihr Geschäftsmodell von der Subskription weg. Im alten Modell trägt der Nutzer einer Publikation die Kosten. Im neuen Modell übernimmt der Autor als letzte Kosten des Forschungsprojekts auch die Publikationskosten. Meinem Eindruck nach verbreitet sich dieses Modell.

Welcherling: Frau Gersmann, entspricht das Ihrer Erfahrung als Open-Access-Herausgeberin?

Gersmann: Ich kann das nur unterstreichen. Und ich sehe eine ganze Reihe von positiven Ansätzen in den vergangenen Jahren bei den unterschiedlichen Wissenschaftsportalen. Das fängt bei den virtuellen Fachbibliotheken an, die teilweise elektronische Publikationsformen anbieten. Und das hört auf bei Initiativen wie DIPP für elektronische Journale. Auf diesen Ansätzen kann man aufbauen.

Allerdings sagt mir meine Erfahrung als Geisteswissenschaftlerin, dass auf Seiten der Wissenschaftler immer noch Informationsbedarf ist. Es wird oft gefragt: Wo darf ich was publizieren, welche Rechte muss ich einholen, was passiert mit meinen Texten? Teilweise gibt es die Befürchtung, dass die Texte nicht abgesichert sind und eines Tages verschwinden. Bei aller positiven Entwicklung: Wir müssen diesem Aufklärungsbedarf Rechnung tragen und den Brückenschlag zwischen Förderinstitutionen, Bibliotheken und Wissenschaftlern noch verstärken.

Welchering: Gibt es da nicht das Problem, dass die Studierenden nicht unbedingt am Bildschirm lesen wollen?

Lux: Ich denke, es geht im Wesentlichen um Lehrbücher, bei denen man das auch verstehen kann. Ich denke, dass sich das Lesen von wissenschaftlichen Publikationen immer mehr auf den Bildschirm verlagern wird. Schon heute holen sich viele Wissenschaftler Informationen in erster Linie aus dem Netz. Im Zusammenhang mit dem Urheberrecht sehen wir allerdings eine bedenkliche Entwicklung: Wenn das Urheberrecht dazu dient, Materialien längerfristig aus dem Netz heraus zu halten, dann weichen die Wissenschaftler auf Alternativen aus. Und ich bin skeptisch, ob das immer besser für die Wissenschaft ist.

Welchering: Herr Finzsch.

Finzsch: Ich habe eine seltsame Erfahrung gemacht in meinem Lehrbetrieb. Ich habe 1999 ein Handbuch zur Afroamerikanischen Geschichte herausgegeben. Meine Studierenden haben den Text der Vorlesung online zur Verfügung. Trotzdem kauft mehr als die Hälfte das Buch. Es gibt bei einigen Studierenden ein Misstrauen gegen dieses elektronische Medium.

Welchering: Herr Umstätter, kann dieses Misstrauen gegen das elektronische Medium auch daran liegen, dass wir bei der Bibliothekssozialisation der Anwender noch Nachholbedarf haben?

Umstätter: Das glaube ich nicht. Wir müssen zwischen Lesen und "Browsing" unterscheiden. Meiner Einschätzung nach "browst" ein durchschnittlicher Wissenschaftler etwa 10.000 Aufsätze oder Bücher pro Jahr – er sieht sie also durch unter dem Aspekt, ob er sie benötigt oder nicht. Lesen wird er davon vielleicht 1%. Wenn ich wirklich lese, muss ich ein Buch haben. Niemand liest ein ganzes Buch am Bildschirm. Die meisten Menschen, die ich kenne, drucken schon ab 3 Seiten alles aus. Deshalb haben wir einen Papierverbrauch wie nie zuvor.

In der Wissenschaft gibt es eine ganz interessante Entwicklung: Die Zahl der Zeitschriften wächst und wächst. Doch nur gut 20% davon sind wirklich wichtig. Es ist in einer Bibliothek keine Frage, ob Science, Nature und ein paar andere Zeitschriften bestellt werden – zu welchem Preis auch immer. Die anderen 80% dagegen haben oft Probleme, zahlende Kundschaft zu finden. Deshalb gehen einige Anbieter dazu über, sich die Publikation von den Autoren bezahlen zu lassen. In der Folge verändert sich der Schwerpunkt von der Nachfrage zum Angebot.

Welcherling: Der bekannte Satz ist geändert worden, es heißt nicht mehr "publish or perish", sondern "publish and pay or perish". Herr Bunzel, da müsste eigentlich die DFG tätig werden.

Bunzel: Wir sind schon längst aktiv, wir stellen allen Forschungsprojekten Pauschalsummen für die Publizierung zur Verfügung. Das sind 750 Euro pro Person und Jahr, die in einem Projekt pauschal beantragt werden können. Leider gehen auch die Preise für diese Publikationsverfahren sehr schnell in die Höhe. In diesem Bereich ist es ebenso wie bei der Lizenzierung wichtig, die Verhandlungsmacht zusammenzuführen. Sonst laufen uns auch auf dieser Seite die Preise davon.

Welcherling: Ist das denn nur eine Sache der DFG oder müsste da nicht beispielsweise auch die deutsche Sektion der IFLA (International Federation of Library Associations and Institutions) tätig werden? Frau Lux.

Lux: Die IFLA macht in der Diskussion mit Verlegern deutlich, dass es immer um einen Punkt geht: Wie viele von den wissenschaftlichen Erkenntnissen werden tatsächlich zugänglich gemacht. Für die Verleger ist Open Access kein Problem. Sie sagen: Wir kassieren vorher und dann ist die Publikation auf dem Markt. Doch hier schließt sich eine Frage an: Wer kann sich dann leisten, publiziert zu werden?

Aber die Open Access hat noch eine zweite Seite. Die Bibliotheken haben eine ganze Menge in ihren Magazinen stehen. Diese 70 bis 100 Jahre Material sind aus dem Netz ausgeblendet und im Moment nicht zugänglich, weil es aufgrund des Urheberrechts bestimmte Beschränkungen gibt. Hier sollten wir überprüfen, welche Möglichkeiten es gibt. Da ist sicher einiges drin, die Google-Initiative hat eine Menge bewirkt.

Ein dritter Punkt sind die Aussagen der Bund-Länder-Kommission. Hier wird immer von Markt oder von den Marktmöglichkeiten gesprochen. Die IFLA hat hier schon seit längerem einen klaren Standpunkt: Bei den GATTIS-Verhandlungen geht es ganz deutlich um eine Privatisierung der Bildung.

Dies hat auch internationale Aspekte: Angenommen, die Amerikaner verknüpfen bestimmte Handelsvorteile für Australien damit, dass sie andererseits ihr Copyright-Recht in Australien umsetzen können. Dies wird dann vom Wirtschaftsministerium verhandelt, und im Endeffekt können weder die Bibliotheken noch die Nutzer darauf Einfluss nehmen.

Die Frage ist tatsächlich, ob wir hier in Deutschland noch in der Lage sind, das zu beherrschen. Wir haben eher die Einstellung, dass Bildung ein Gut ist, was allen zur Verfügung gestellt wird. Ich stelle die Frage, ob es nicht schon längst soweit ist, dass es für die Universitäten um Versuche geht, mit öffentlichen Geldern an einem Markt teilzunehmen.

Welchering: Eine mögliche Antwort könnte ja bei vascoda liegen. Frau Gersmann, kann vascoda da gegensteuern und hat vascoda unter Umständen auch im Beirat eine Meinung zu dieser Privatisierung von Wissen, die Frau Lux ansprach?

Gersmann: Die Frage finde ich schwierig zu beantworten, wie sich der vascoda-Beirat positioniert, wird man schlicht und einfach sehen müssen. Mir scheint dass eine Diskussion mit einem zu elaborierten Niveau zu sein, die unter Eingeweihten geführt wird. Aber die Autoren und Wissenschaftler nehmen teilweise noch viel zu wenig zur Kenntnis, was sich da in globaler Perspektive abzeichnet.

Gerade für die Geisteswissenschaften gilt dies vielleicht noch stärker als für die Naturwissenschaften. Den Betroffenen ist nicht klar, was das heißt für die Publikationsgewohnheiten und für die Zukunft des Publizierens. Ich sehe da ein Defizit, gegen das man dringend etwas tun muss. Es geht darum, bei den Betroffenen etwas mehr Bewusstsein zu erzeugen und die Entwicklungen im Bereich der Informationsversorgung aufzuzeigen.

Welchering: Herr Umstätter, da ist der Bibliothekswissenschaftler mit einer Positionierung gefragt.

Umstätter: Die Diskussion um Gatts hat zwei Aspekte: Einerseits müssen Bibliotheken wirtschaftlich denken. Das ist aber nichts Neues. Wirtschaftlichkeit bedeutet auch nicht unbedingt kostenlose Bibliotheken. Es gibt aber auch eine andere Perspektive. Die Informationstheorie sagt eindeutig: Information ist keine Ware wie jede andere. Denn eine kopierte Information ist immer noch die gleiche Information.

Angesichts dessen müssen die Bibliothekare überlegen, ob es sinnvoll ist, Bücher auszuliehen, wenn eine Kopie über FTP ein Hundertstel kostet oder noch weniger. Die Digitalisierung führt nicht dazu, dass es keine Bücher mehr gibt – im Gegenteil. Das Ausgabe-

medium Buch gewinnt Jahr für Jahr an Bedeutung, das Archivmedium Buch liegt seit Jahrzehnten im Sterben.

Es gibt massiv falsche Vorstellungen in der Gesellschaft. Hinsichtlich der Privatisierung von Wissen gilt ganz einfach: Das publizierte Wissen in Bibliotheken gehört allen.

Welchering: Mich würde interessieren, wie Herr Neißer das einschätzt: Wo bleiben denn die öffentlichen Bibliotheken bei diesem Privatisierungsprozess von Wissen und Bildung?

Neißer: Die öffentlichen Bibliotheken kommen bei dieser Diskussion etwas zu kurz. Das liegt wahrscheinlich daran, dass sie ein sehr breites Spektrum an Kundschaft abdecken. Teils sind dies nicht an eine Institution gebundene Wissenschaftler, die sich Informationen aus den öffentlichen Bibliotheken holen. Das ist die eine Seite. Die andere Seite ist die Kundschaft, die nicht die reine Wissenschaft braucht, sondern aufbereitete Wissenschaft.

Die Informationsversorgung durch öffentliche Bibliotheken ist im Moment an einem Scheidepunkt. Vor 10 Jahren haben wir noch die Informationsbibliothek propagiert. Heute dagegen sieht dies ganz anders aus. In den Schulen kennen alle Google, aber mit Bibliotheken gibt es nur wenig Erfahrung. Die generellen Informationsbedürfnisse werden durch das Netz abgedeckt. Die öffentlichen Bibliotheken haben eine ganz wichtige Rolle, aber es ist eine neue Rolle. Wenn sie sich auf die Informationsvermittlung zurückzieht, ist die öffentliche Bibliothek bedroht.

Ihre Zukunft liegt im Gegenmodell zum virtuellen Raum, nämlich dem realen Raum. Ein Raum, wo man sich treffen kann, wo man zusammen arbeiten kann, wo man zusammen Wissenschaft betreiben kann. Ich stelle ganz fasziniert fest, dass wir seit einigen Jahren von Schülergruppen gestürmt werden, die bei uns Referate gemeinsam machen wollen. Die Jugendlichen wollen das, weil Menschen da sind, mit denen man sprechen kann und mit denen man gemeinsam Probleme lösen kann. Und das müssen wir, glaube ich, weit hin ausbauen, hier liegt unsere Zukunft.

Welchering: Herr Finzsch!

Finzsch: Auch an den Universitäten beobachten wir eine Veränderung der Gewohnheiten. In der letzten Zeit nehmen Plagiate Abschlussarbeiten und den Seminararbeiten stark zu. Und das hat nicht etwa damit zu tun, dass die kriminelle Energie unserer Studierenden dramatisch angestiegen wäre. Es hat vielmehr damit zu tun, dass die Betroffenen oft gar nicht wissen, dass sie damit einen Rechtsbruch begehen.

Die Studenten haben den Standpunkt, Information wants to be free. Die denken sich, dass kann man irgendwo lesen, dann kann man das auch kopieren. Wir müssen an der Universität die Bibliothekskultur vermitteln, da sie in der letzten Zeit stark von der Ver-googelung unseres Wissens überlagert worden. Diese Aufgabe muss die Universität ernst nehmen, wenn sie die Bibliotheken am Leben erhalten will.

Welchering: Herr Meyering!

Meyering: Herr Neißer hat mir ein wenig aus der Seele gesprochen, als er vom Erlebnisraum Bibliothek gesprochen hat. In unserer Gesellschaft gibt es nicht nur Menschen mit Online-Zugängen und der entsprechenden Medienkompetenz. Es gibt auch viele Menschen, die durch ihr Lebensalter oder ihre schulische Situation Defizite in diesem Bereich haben oder sogar keinen Computerzugang.

Es ist die richtige Perspektive, auf einer niederschweligen, wohnortnahen Versorgung vieler Menschen zu bestehen. Insbesondere Schülerinnen und Schülern – aber auch Älteren – sollten wir eine Medienkompetenz vermitteln. Für diese Aufgabe sind die Beschäftigten in den Bibliotheken wichtige Lotsen.

Dies bedeutet aber entsprechende politische Entscheidungen: der Stadtrat muss dafür Geld zur Verfügung stellen. Interessant ist auch, dass vielfach die Zusammenlegung der Profile von Volkshochschule und Musikschule mit dem Angebot der Stadtbibliothek diskutiert.

Das scheint mir sehr richtig zu sein, allerdings nicht unter Synergie- und Einsparungsgesichtspunkten, sondern um den Nutzen für den Menschen zu erhöhen. Herr Finzsch sprach von Bibliothekskultur. Das ist ein sehr interessanter Gedanke, der in diesem Bereich weiter verfolgt werden sollte.

Welchering: Herr Umstätter: Gibt es da von Seiten der Bibliothekswissenschaftler Empfehlungen, wie wir diesen Erlebnisraum Bibliothek sichern können, ohne dass er gleich zum Reservat wird?

Umstätter: Es ist sehr interessant zu sehen, dass die USA eindeutig das Land mit der besten Bibliothekslandschaft sind. Es gibt dort 100.000 Schulbibliotheken. Zum American Way of Life gehört auch die Vorstellung, jeder kann vom Tellerwäscher zum Milliardär werden, weil er sich selber in Bibliotheken bilden kann.

Leider haben wir hier in Deutschland immer noch Menschen, die keinen Zugang zum Wissen haben, weil sie keinen Zugang zu einem PC haben. Deshalb müssen die Bibliotheken genügend Computer haben. Das Entscheidende ist – auf gut neudeutsch – die "Availibility". Wir haben in den Bibliotheken eigentlich seit ungefähr 30 Jahren die "Findability" erhöht, mit Datenbanken bis hin zu Google. Jetzt haben wir ein neues Problem: Wir finden vieles, aber wir kommen nicht dran.

Im Moment sind wir in einer Umbruchphase, in der viele Verlage viele Zeitschriften kostenlos anbieten, damit wir uns daran gewöhnen. Wenn wir uns daran gewöhnt haben, heißt es: "Das kostet aber was. Wenn Sie 20 Euro zahlen, kriegen Sie gerne diesen Aufsatz." Die "Availibility" steht zur Diskussion. Die Bibliotheken müssen dafür sorgen, dass jeder an das publizierte Wissen herankommt. Der Friedensnobelpreisträger Henri La Fontaine hat mal gesagt: "Das Wissen der Welt muss allen Menschen zur Verfügung stehen".

Die Wirtschaftswissenschaftler versuchen im Moment, die Marktwirtschaft auf Information zu transportieren. Sie sagen: Alles kein Problem, wir verknappen Information so lange, bis daraus ein Markt entsteht. Aber das ist leider völlig unsozial. Stellen Sie sich vor: Milliarden von Menschen können über Internet an das Wissen der Wissenschaft herankommen, und dann lassen wir uns Passwörter und anderes einfallen.

Verstehen Sie mich nicht falsch, ich will nicht die Wirtschaft auf den Kopf stellen. Aber die Wirtschaftswissenschaft muss begreifen, dass Informationen eine andere Wirtschaft benötigen. Adolf von Harnack hat das 1921 die Wissenswirtschaft genannt.

Welchering: Frau Lux.

Lux: Richtig ist, dass in den USA die Bibliotheken einen sehr hohen Stellenwert haben, und in unserem Land nicht. Aber wir arbeiten daran, dass sich das ändert. Allerdings sind gerade die öffentlichen Bibliotheken in den USA kein Vorzeigemodell. Bei den multimedialen Anwendungen sind wir in Deutschland sehr weit.

Denken Sie nur an das Angebot der Kölner Stadtbibliothek: PC-Programme zur Ausleihe, 30.000 DVD- und Video-Filme und so weiter. Im multimedialen Bereich sind die öffentlichen Bibliotheken in Deutschland sehr gut aufgestellt. Sie haben auch gegenüber den wissenschaftlichen Bibliotheken einen Vorsprung. Dieses Angebot wird stark von der Bevölkerung wahrgenommen. So werden wir in Zukunft sicher auch neben dem Multimedia-Produkt und dem Hörbuch auch in öffentlichen Bibliotheken den Download von Musik und Filmen anbieten.

Welchering: Frau Gersmann.

Gersmann: Vor dem Hintergrund der Entwicklung, die Frau Lux geschildert hat, verschwindet der beschworene Gegensatz zwischen dem Netz und dem stillen beschaulichen Ort der Bibliothek, an dem ich Zugang habe zu den echten Trägern des Wissens, den Büchern.

Meiner Erfahrung nach – und sicher auch nach der Erfahrung von Universitäten, Studierenden und Bibliotheksnutzern – gehen diese Welten zunehmend stärker ineinander über. Natürlich geht man in die Bibliothek, aber natürlich sitzt man abends am Schreibtisch und freut sich, in den virtuellen Fachbibliotheken recherchieren und die Rezension in einem elektronischen Journal lesen zu können – das ist kein Gegensatz.

Durch diese Vermischung entsteht etwas Neues. Herr Finzsch sprach gerade von den Studierenden und Plagiaten. Die Probleme werden deutlicher, wenn wir bedenken, dass manchmal kein böser Wille dahinter ist, sondern einfach ein anderer Zugang zum Wissen.

Ich will das nicht verteidigen, sondern auf etwas hinweisen: Neben den bibliothekarischen und wissenschaftlichen Informationsangeboten gibt es im Netz eine Parallelkultur, die sich immer stärker ausweitet. Das ist die Kultur der Blogger und der Wikis. Diese Leute haben ihre ganz eigenen Informationszentren und -formen gefunden.

Im Netz ist so etwas wie kollaboratives Schreiben ganz selbstverständlich. Der alte Begriff des Autors spielt einfach keine Rolle mehr. Das ist eine Entwicklung, die man nicht leugnen kann. Die Bibliotheken müssen sich fragen, wie sie damit umgehen wollen und wie sie sich hier in Zukunft positionieren wollen.

Welchering: Herr Neißer.

Neißer: Ich finde es sehr gut, auf diese Parallelkultur hinzuweisen. Im Grunde genommen gibt es die Bibliothek heute in zwei Versionen. Einmal die reale Bibliothek, die wir betreten können. Zum anderen gibt es die gleiche Bibliothek virtuell im Netz und dort kann man jederzeit recherchieren und sich informieren.

Diese Entwicklung wird weiter gehen: Im Moment gibt es in Deutschland drei Modellbibliotheken, die eine Ausleihe von Büchern über das Netz vorbereiten. Die Aktion soll im Frühjahr 2007 starten. Wir beantragen bei den Verlagen Lizenzen, um Bücher als PDF-Datei zum Download zur Verfügung zu stellen. So ein PDF-Buch ist nicht kopierbar und zerstört sich nach vier Wochen automatisch.

In dieser Sache liegt meiner Meinung nach wirklich die Zukunft. Die Verlage sträuben sich noch und fürchten den Napster-Effekt. Aber sie werden sich auf Dauer nicht sperren können, weil auch die Mediengiganten wie Amazon und Google in die gleiche Richtung denken und arbeiten.

Im Moment befinden wir also in der Situation eines großen Umbruchs. Bibliotheken müssen auch diese neue Parallelkultur in unsere Angebote mit aufnehmen. Es kann nicht sein, dass die Bibliotheken immer der Entwicklung hinterherhinken. Stattdessen müssen sich die Bibliotheken an die Spitze stellen. Da passiert in meinen Augen viel zu wenig.